

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrenow.

(Fortsetzung.)

Mit großen runden Augen, die ausfahen wie graublau Steinmurmeln, blühte er um sich und fragte ganz vertraulich Franziska, wo „die schöne Fräulein“ sei, die doch vorher mitgekommen wäre.

Franziska zog die Achseln bis an die Ohren.

„Verschwunden, Mister Boss! Gänzlich unsichtbar geworden! Es tut mir leid, aber es ist so! Und wie sieht es mit der Glasindustrie drüben? Ich bin nämlich vom Fach, erzählen Sie mir doch etwas davon.“

Boss sah verwundert und unschuldiger aus als je. Und mit gewinnender Vertraulichkeit erwiderte er, daß er eigentlich nur hier sei, um seine allgemeine Bildung ein wenig zu vervollkommen.

„Solo, das ist mir recht lieb,“ antwortete Franziska, „dann haben Sie ja viel freie Zeit und können den Kavaliere spielen — ich meine den echten, ehrerbietigen Ritter, wissen Sie.“

„O ja, ich verstehe fein!“ rief er freudestrahlend, „und bei uns in Amerika ist man überhaupt mehr ritterlich gegen schöne Damen, als hier.“

„Ach was! Also gegen die schönen Damen bloß? Was sollen dann die Armen anfangen, die häßlich sind?“

Winfred Boss lächelte verschämt:

„Häßliche Damen gibt es überhaupt nicht!“ verkündete er, indem er sich tief verbogte und dabei die Hand auf die Magenregion presste.

Franziska betrachtete ihn wohlwollend durch ihre blühenden Akeisergläser.

„Nicht übel,“ sagte sie. „Sie können es noch weit bringen, Mr. Boss, fahren Sie nur so fort. — Wie geht es Ihnen, Fräulein Schubert? Ganz gut, nicht wahr?“

Damit begrüßte sie die Schwester des ersten Fräuleins Schubert, das Fräulein Melanie, die ebenso groß und fast noch magerer war als Fräulein Melinda.

Unter den Gästen war ein aufgeregtes und ziemlich lautes Hin und Her, weil alle Welt sich in diesen Tagen um eine übermoderne Kunstausstellung stritt; man bewunderte oder verdamnte diese Richtung, je nachdem man ein Modestfall war oder nicht.

Fräulein Schubert hatte niemals eine ausgesprochene Meinung in solchen Fragen; sie verstand es meisterlich, jedem in verbindlicher Weise recht zu geben, ohne sich jemals in einer allzu bestimmten Weise festzulegen. Auch war es ihr lieb, wenn man lebhaften Meinungsanstausch bei Tisch pflegte; nur politische Gespräche durften nicht auskommen.

Fräulein Melinda hielt auf „internationale Luft“ in ihrem Hause, wie es für ein Pensionat selbstverständlich war; selbstverständlich war sie selbst durchaus deutsch gesinnt; aber nicht „teutsch“; ein Unterschied, den Fräulein Melinda

hier und da mit einem, ihrer Meinung nach feinen Wächeln zu erwähnen liebte.

Franziska langweilte sich sträflisch. Ihre kühlen, klugen Augen wanderten von einem der Tischgäste zu dem andern, und sie fand, daß auch hier wieder lauter gleichgültige Menschen zusammengewürfelt waren, die wohl kaum durch innere Fäden aneinandergesflochten waren oder jemals sein würden.

Rein, hier brauchte hoffentlich Ruth nicht lange zu bleiben. Sie fand vielleicht bald festen Grund unter den Füßen, oder eigentlich, wie es Franziska wünschte, ein „Sprungbrett“.

Schließlich hatte sie gebissen, das Kind zu entwurzeln; eine Art von Heimat hatte sie ja doch in Dortmund gehabt, wenn es auch ein hartes Leben neben dem tyrannischen Alten gewesen war. Würde sie ihr wahres Heim nun in der Kunst finden? Oder durfte man das nicht hoffen, weil es der lieben Kleinen, wie sie selbst meinte, an Künstlerblut fehlte?

Frau Tribaldi würde das bald entscheiden. Und wenn es mit der Kunst nichts war, dann war eben doch Berlin das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Man konnte nicht wissen, was dieses wogende und tobende Meer für Ruth aus Ufer spülen würde. Bis Herr Kurow Hans und Herd hatte, war wohl noch gute Weile; aber gerade darum war es gut, daß nun das Kind der häuslichen Sklaverei entrissen war und das Leben von ganz neuen Seiten kennen lernen sollte. Brachte das Neue ihr nicht all das Glück, das die treue Freundin für sie erhoffte, so brachte es doch wenigstens Erfahrung und als dessen Frucht — Weisheit. Das Höchste!

Franziska Sebius mußte schon innerlich recht alt geworden sein, daß sie Weisheit für das Höchste hielt. Ruth war ja sehr jung.

Und Jugend weiß nichts von Weisheit und will nichts davon wissen.

8. Kapitel.

Ruth war nun bereits acht Tage in Berlin.

Sie hatte sich teils allein, teils begleitet von Winfred Boss, einige Sehenswürdigkeiten angesehen, hatte sich bei Frau Tribaldi für zwei Abendstunden zum Unterricht einschreiben lassen und sich ihr Urteil über die berühmte Gesangsmeisterin dahin gebildet, daß sie fand, sie sei zu liebenswürdig, um aufrichtig zu sein.

Daß die Tribaldi von ihrem Gesange entzückt war, wunderte sie nicht; sie wußte ja, wie wunderhald der Klang. Aber deshalb brauchte man sie doch nicht gleich zu umarmen und ein für allemal zu allen Festen und täglichen Veranstaltungen so dringend einzuladen.

Eifrig hatte sie auch nach Beschäftigung gesucht und täglich mehrere Besuche bei Firmen gemacht, wo sie eine Anstellung erhoffte.

Bis jetzt hatte sie nichts Passendes gefunden, oder wenn es ihr beinahe schon passend erschienen war, so hatte Therese Berber, der sie getreulich von jedem Versuch berichtete, ihr

stets Bedenken geäußert, die sich als sehr vernünftig und stichhaltig erwiesen.

Aber eines Sonntags kam Therese freudestrahlend schon in der Frühe bei Ruth an.

„Ich habe etwas für Sie,“ rief sie triumphierend, „ich glaube, es ist das Richtige. Nein, wie ich mich freue!“

Ruth brückte ihr die Hand, lachte ein wenig beklommen und sprach:

„Wenn Sie das sagen, so bin ich schon geborgen. Ich war bereits ein wenig verzagt.“

„Nein, das waren Sie nicht, das glaube ich nicht. Aber nun hören Sie: Im photographischen Atelier von Otter, wo ich gestern abend vorsprach, sucht man eine neue Empfangsdame. Sie soll jung und hübsch, sie soll aber auch eine vollkommene Dame sein. Sie soll sehr gut französisch und englisch sprechen, und sie hat nur bis um sechs Uhr Dienst, braucht auch erst am Vormittag um zehn Uhr anzutreten. Das Gehalt ist sehr anständig, steigt auch noch vierteljährlich. Herr Otter versicherte mir, er werde Sie ungesehen nehmen, da ich Sie empfehle. — Haben Sie Lust?“

Ruth fiel ihr ohne weiteres um den Hals.

„Sie sind ein Engel!“ seufzte sie glücklich und mit feuchten Augen. „Das ist ja traumhaft! Nie hätte ich ohne Sie solch ein Glück gemacht.“

„Wohl möglich,“ antwortete Therese, „aber ich bin nur das Werkzeug höherer Fügung, wie Sie wissen. Also danken Sie mir nicht, denn dazu liegt keinerlei Grund vor. Ich habe doch diese Stellung nicht für Sie gemacht. Ich habe sie nicht einmal gesucht, sie wurde mir auf dem Präsentierbrett entgegengetragen. Hätte ich da vielleicht nicht an Sie denken sollen? Ziehen Sie sich fertig an, meine Liebe — ich sehe, Sie haben sich schon sonntäglich feingemacht — und wir wandern geradewegs zu Otter. Dann, nachdem Sie den Vertrag unterschrieben haben, kommen Sie mit mir, denn Sie sind heute, wie Sie wissen, mein Gast. Wir essen zusammen im Freien irgendwo Mittag, nach Tisch ruhen wir uns im Walde aus, dann wandern wir weiter, und gegen Abend liefert mich Sie wieder sicher hier im Hofen Schubert ab. Avant!“

„Ein Werkzeug höherer Fügung?“ dachte Ruth, während sie Hut und Handschuhe hervorholte. „Ich weiß, Therese glaubt ganz fest an eine höhere Schicksalslenkung, obwohl sie doch ein so ungeheuer selbständiges Wesen ist. Aber sie behauptet — ich weiß nicht, welcher große Philosoph es gesagt hat —, daß wir nur „wollen“, weil wir wollen müssen“; — dann wäre aber doch alle menschliche Freiheit eine Einbildung? Wir wären eigentlich unfrei: Bloß geübene Figuren auf einem Riesenschachbrett? Nein, nein, daran kann ich nicht glauben. Damit finde ich mich nicht ab.“

Hurtig setzte sie den zierlichen Hut auf, warf noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel und zog die Handschuhe an. Therese hatte währenddessen am Fenster gestanden und hingabgeschaut in das, was sich „Garten“ nannte, was aber doch nur ein Hof mit einem Stüden Rasen in der Mitte und drei schwindlichtigen Fliedersträuchern in den Ecken war.

„Sie werden heute einen Vortrag über sich ergehen lassen müssen,“ sagte sie, sich plötzlich umwendend, „ich glaube, sonst mißverstehen Sie mich mit meinem Glauben an waltende Schicksalsmächte.“

„Woher wußten Sie . . .“ begann Ruth.

„Nun, es fiel mir auf, daß Sie verduzt ausfahen, als ich eben sprach. Aber jetzt ist keine Zeit zu langen Reden, und eine weiße Einweilung muß man einhalten. Wieviel Mißerfolge haben die Menschen sich zuzuschreiben bloß deshalb, weil sie nicht verstehen, die richtige Zeit für Worte oder Taten abzuwarten.“

„Wie klug Sie sind!“ seufzte Ruth, während sie neben der neuen Freundin die Treppen hinunterging. „Ich werde es nie zu so viel Ueberlegung bringen.“

„Das macht mein Beruf,“ erwiderte Therese heiter; „Sie können sich doch denken, wie geschickt man dabei immer genau den Moment abpassen muß, der günstig oder sprechend oder charakteristisch ist. Auch eine Ruh kann ihre Momente haben, glauben Sie mir das! Und es kommt sehr viel darauf an, daß ich geduldig warte, bis sie mir ihre allerschönste Rüdenlinie zeigt; diese zunächst mechanisch erlernte Geduld zeitigt mit den Jahren die Blüten hoher Weisheit, die Sie bescheidene Seele an mir bewundern.“

Auf dem Potsdamer Platz begegnete den beiden Mädchen eine in zierliches Schwarz gekleidete dünne Gestalt, die nicht aufblickte, die aber Therese anhielt.

„Guten Tag, Onkel Gustav,“ rief sie. „Erlaube, daß ich dich bekannt mache mit Fräulein Ruth Stockton, von der ich dir schon erzählte. Dies, Ruth, ist mein einziger naher Verwandter auf der Welt, von dem ich Ihnen ebenfalls erzähle habe. Er hat mich erzogen — das Resultat spricht für ihn, nicht wahr?“

Lächelnd reichte Ruth dem vertrockneten Männchen die Hand und blickte ihr zutraulich an. Es entging ihr nicht, daß er sie betrossen betrachtete. Er wußte nicht, woran es lag, aber deutlich empfand er, daß dieses schöne, junge Gesicht ihn erinnerte an ein Jugendbildnis seiner vergötterten Prinzipalin Frau Ulrich.

Therese aber hatte keine Zeit. Sie stellte noch einige flüchtige Fragen an ihren Onkel, wartete deren Beantwortung nur eben ab und entführte dann Ruth weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Obstverwertung

mit besonderer Berücksichtigung des zuderlosen Einkochens.

Herausgegeben auf Veranlassung des Frauenbetrats beim Kriegsernährungsamt.

Aufbewahrungsräume für Obst- und Gemüse-Konservern müssen reinlich sauber und kühl sein, Keller möglichst jedes Jahr geweißt werden. Dadurch werden die verschiedenen, sich an den Wänden leicht bildenden Verderbniserreger wie Gärungskeime, Schimmel usw. getötet. Die Speisräume von Kachelöfen sind vorzügliche Aufbewahrungsräume für Flaschen.

Aufbewahrungsgefäße: Für Obst und Gemüse kann alles vorhandene alte Material, wie alte Flaschen, mit engem oder weitem Hals, Gläser, Einmachgläser usw. verwandt werden. Hauptbedingung ist tadellose Sauberkeit. Da Soda jetzt völlig fehlt, nimmt man Kalkwasser (eine ganz dünne Lösung, das Wasser kaum milchig gefärbt). Anstatt des Schrotens kann man, um die Flaschen innen recht sauber zu bekommen, kleine Rieselsteine nehmen und die Flaschen mit denselben und dem Kalkwasser tüchtig schütteln. Die Flaschen müssen mit lauem Wasser gut nachgespült werden.

Auch bei den Verschlüssen ist auf äußerste Sauberkeit zu achten. Sie müssen den Inhalt der Flasche luftdicht abschließen, weil sich überall in der Luft Verderbniserreger befinden. Da die Korken jetzt sehr knapp sind, nimmt man alte Korken, löst sie aus und durchschneidet sie ein- oder zweimal. Hat der Kork ein Loch, so muß dies mit Wachs, Harz oder Siegeln verstopft werden. Man drückt sie so in die Flaschen ein, daß über ihnen im Flaschenhals ein kleiner Raum bleibt, den man mit Lack, Wachs — das man in Brauereien bekommen kann — oder Gips ausfüllt. Dadurch wird der Verschluss ganz luftdicht gemacht. Gips erhält man in Drogeriegeschäften. Man rührt 2 bis 3 Teelöffel davon mit etwas Wasser breig an und verwendet ihn wie angegeben; er verhärtet in kürzester Zeit. Ist der Korken feucht, so muß er, ehe man ihn überzieht, gut mit einem trockenen Tuch abgetupft werden. Man muß die Verschlüsse am Tag nach der Arbeit stets nachprüfen. Ist Obst oder Gemüse unter genauer Befolgung der angegebenen Regeln über Sauberkeit, Aufbewahrung, Verschluss usw. nach den unten angegebenen Kochvorschriften eingefüllt, sterilisiert usw. so hält es sich jahrelang.

Sterilisieren heißt keimfrei machen, d. h. frei von allen Verderbniserregern. Die Einkochgefäße müssen keimfrei sein. Dies erreicht man, indem man tadellos saubere Flaschen in einen Topf stellt, dessen Boden man zuvor mit einer etwa handbreit hohen Schicht Heu oder einem mehrfach zusammengelegten Tuch, etwa einem vierfach gelegten Scheuertuch (Ruplumpen, Haber) bedeckt hat, den Topf bis zur halben Höhe der Flaschen mit kaltem Wasser füllt und zum Kochen bringt. Wenn die Flaschen 5 bis 10 Minuten im kochenden Wasser gestanden haben, sind infolge der Hitze alle Keime getötet und die Flaschen keimfrei. Die einzumachenden Früchte müssen sofort nach dem Sterilisieren der Flaschen eingefüllt werden. Wenn die Flaschen aus dem kochenden Wasser herausgenommen werden, stelle man sie möglichst auf einen hölzernen, mit einem Tuch belegten Tisch, damit sie nicht springen.

Zum Haltbarmachen der Früchte brauchen wir Erhalter. Solche sind:

1. Hitze (Kochprozess),
2. Luftabschluss (nach dem Töten der Keime durch Hitze),
3. Säure,
4. Chemikalien,
5. Wasserentziehung (Trochnung),
6. Salz (bei Gemüsen).

Kochvorschriften.

Haltbarmachen ungekochten Obstes ohne Zucker.

Man legt unreife Stachelbeeren, Preiselbeeren, Rhabarber ein, indem man die Beeren von Blättern und Stengeln reinigt und wäscht, die gewaschenen Rhabarberstengel in kleine Stücker schneidet, abtrocknet und in tadellos saubere Flaschen einfüllt, mit

Reitungswasser übergossen oder auch trocken verdichtet. Hat man gute undurchlässige Korben, so ist ein Ueberladen bei den sauren Früchten nicht erforderlich. Die in den Beeren und dem Rhabarber enthaltenen Säuren erhalten dieselben.

Saltbarmachen gekochten Obstes ohne Zucker.

Früchte wie Johannisbeeren, Stachelbeeren, Brombeeren, Kirschchen — besonders saure Kirschchen — Schattenmoorelsen, Blaubeeren, Verbeeren, Heidelbeeren (Hollunderbeeren), auch unreife Stachelbeeren und Rhabarber können mit etwas Wasser zu einem weichen — dünneren oder dickeren — Brei gekocht in heiße, feinfreie Maschinen hochend heiß eingefüllt, verkorkt und verpackt werden. Dasselbe gilt für dünneren, aus unreifen Äpfeln hergestellten Äpfelbrei. Die gleichen Früchte können auch roh eingefüllt und dann in der bei dem Reinfremachen der Maschinen beschriebenen Weise $\frac{1}{2}$ Stunde im kochenden Wasserbade sterilisiert werden, doch ist dieses letztere Verfahren jetzt nicht zu empfehlen, weil die rohen Früchte sich beim Sterilisieren setzen und zusammenfallen, also eine Raumverschwendung eintritt.

In gleicher Weise können auch Säfte ohne Zucker für den Winter verwahrt werden; man kocht die Früchte mit etwas Wasser gar, läßt sie durch ein Sieb oder Tuch ablaufen und drückt sie aus — die zurückbleibenden Reste werden zu Marmelade verarbeitet — kocht den Saft nochmals auf, füllt ihn kochend ein und sterilisiert wie vorher beschrieben.

Einlegen von Früchten in Essig ohne Zucker.

In Essig einlegen können wir beispielsweise Blaubeeren, die eingekochte saure Kirschchen, Pflaumen, Birnen, Kürbisse usw. 5 Pfd. Obst werden durchgekocht, $\frac{1}{4}$ Liter Essig hinzugegeben, nochmals gekocht und in größeren Töpfen aufbewahrt. Sie erhalten sich, nach dem Erkalten mit festem Papier überzogen, tabellos. Man kann jederzeit eine kleine Menge entnehmen, ohne daß der Rest verdirbt. Man füllt sie beim Verbrauch. Sie sind in kühler Temperatur aufzubewahren.

Saltbarmachen durch Zusatz von benzoesaurem Natron ohne Zucker.

Hierzu werden die Früchte mit wenig Wasser gargelocht und im kochendem Zustand 5 Minuten lang gerührt. Auf 1 Kilogramm Früchte rechnet man 1 Gramm benzoesaures Natron. Man gibt dies in die kochend heißen Früchte und rührt es darunter. Kochen darf der Brei nach dem Zusatz von benzoesaurem Natron nicht mehr. Man füllt die Früchte in Töpfe und verbindet sie.

Dämpfen, Brähen und Dörren.

Das vorherige Dämpfen und Brähen ist nicht unbedingt erforderlich; es kann daher mit Rücksicht auf die Umstände unterbleiben.

Mangels geeigneter Dörrvorrichtungen lassen sich die meisten Sachen bei genügender Sorgfalt auch an der Luft, an der Sonne oder im Ofen (auf dem Herd bzw. im Backofen) auf einfachen, selbst hergestellten Rahmen trocknen.

Abfälle.

Nicht fortwerfen, sondern möglichst getrocknet für Viehfutter sammeln.

Marmeladebereitung.

Marmelade können wir von jeder Frucht kochen. Man gibt diese Früchte, seien es Birnen, Äpfel oder Pflaumen usw., entweder roh oder durch eine Fleischschneidemaschine oder kocht sie und streicht sie durch ein Sieb. Erstere geht besser, ist also zu bevorzugen. Man kocht das Mus in möglichst breiten Töpfen recht dick ein. — Die große Oberfläche der Töpfe ermöglicht ein rasches Abdampfen, spart also Heizmaterial. Zur Saltbarmachung kann man benzoesaures Natron verwenden.

Um Zucker zu sparen, mischt man die Marmeladen mit stark zuckerhaltigen Rüben, wie Mohrrüben, weißen Rüben (Ferberüben), roten Rüben, dazu auch mit Märlis usw. Letztere sind nicht so haltbar wie die eingekochten Früchte, deshalb darf die Mischung nur in kleinen Quantitäten kurz vor dem Verbrauch vorgenommen werden. In solchen Mischungen eignen sich vorzüglich auch die angegebenen Pfirsichfrüchte.

Indem man die eingemachten Früchte mit dem zuckerhaltigen Rübenbrei durchrührt, füllt man dieselben und wart Zucker.

Aufbewahrung.

Sämtliche Trockenprodukte werden am besten in kleinen Säcken aus weissem Kessel oder Leinwand an luftigen Ort aufbewahrt, etwa hängend in der Speisekammer oder in einer Bodenkammer. Sie lassen sich auch sehr gut in Papiertüten aufbewahren. Die Trockenprodukte halten sich jahrelang, sind aber von Zeit zu Zeit nachzuprüfen, und wenn sich Maden darin finden sollten, im Ofen noch einmal nachzutrocknen.

Zubereitung zur Mahlzeit.

Waschen. In kaltem (nicht hartem und nicht zu kaltem) Wasser einweichen, so daß das Quantum eben bedeckt ist. Die Nacht hindurch vor dem Gebrauch einweichen. Einweichwasser nicht abgießen, sondern in diesem langsam, aber nicht zu lang garkochen wie frische Ware.

Vermischtes.

Was Deutschlands Glocken erzählen.

Eine der jüngsten Bundesratsverordnungen gilt der freiwilligen Ablieferung, sowie der Beschlagnahme der Bronzeglocken, wobei auf die kirchlichen Bedürfnisse, sowie auf künstlerische und geschichtliche Werte billige Rücksicht genommen werden soll. So sollen denn die Glocken, die nun an die anderthalb Jahrtausende das Leben unseres Volkes in Freud und Leid begleitet haben, auch an den Opfern dieses Krieges teilnehmen. Im 6. Jahrhundert war es, daß sie bei den Kirchen in Gebrauch kamen, zunächst um den Anfang des Gottesdienstes anzuzeigen. Wahrscheinlich sind es die irischen Mönche gewesen, die den Gebrauch der Glocke nach Deutschland gebracht haben, und eindrucksvoll ist in Gustav Freytags „Angraben“ geschildert, wie mächtig die germanischen Heiden der Glockenruf ergriff, der über Wälder und Felder weitläufig tönend sie zum Dienste des Christengottes rief. Seit dem 8. Jahrhundert gehörte der Gebrauch der Glocke in Deutschland zur kirchlichen Sitte. Freilich waren die Glocken in jener Zeit von denen des späteren Mittelalters oder der Gegenwart noch sehr verschieden. Zumeist waren sie nur von kleinerem Umfang und nicht gegossen, aus Eisen-, Kupfer- oder Bronzeblechzusammengesetzt. Dieser Technik entnahmen die ehrwürdigen Patriarchen der deutschen Glocken, jener eisernen Glocke der Fränkerei, unter denen der „Saufang“ aus der Cäcilienkirche in Köln die bekannteste ist. Mein unablässig war man bemüht, größere und wohlklingendere Glocken zu gießen. Schon zu Ende des 13. Jahrhunderts galt es als Regel, daß eine Glocke drei harmonische Töne von sich gebe: den Grundton am Schlag und die Quinte und Oktave am Hals, der großen oder kleinen Terz oder auch Quart an der Flanke. Die Klangwirkung ergab sich allein aus der zweideutig geführten Rippe, und so ist die Geschichte der Glocke, wie einer unserer vorzüglichsten Glockenkenner, Dr. Heinrich Bergner, bemerkt, bis ins 13. Jahrhundert hinein nichts anderes, als das Suchen nach der besten Rippe. Um diese Zeit war die günstige Form endgültig gefunden, und wesentliche Veränderungen hat sie seitdem nicht mehr erfahren. Hatte die schon für den Bischof Helm von Hildesheim um die Mitte des 11. Jahrhunderts gegossene Glocke Cantabona 100 Zentner gewogen, so ging man nun zu immer größeren Glockengüssen über. Sachsen, die hochberühmte Heimat des Erzgusses, scheint auch der eigentliche Mittelpunkt des Glockengusses gewesen zu sein, wo besonders wichtige Fortschritte, speziell in Bezug auf die Saltbarkeit der Glocken, gemacht wurden. Die beiden größten Glocken des Domes zu Merseburg stammten noch aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Als die größte Glocke des Mittelalters galt jahrhundertlang die Maria Gloriosa des Domes zu Erfurt, die 1497 ein Mitglied der berühmten Glockengießerfamilie Wou gegossen hat und die 275 Zentner wog. Aber 1711 mußte sie ihren Ruhm an den „Schutternideln“ auf St. Stephan in Wien abgeben, ein Werk des Johann Nischammer, das 324 Zentner wiegt. Die größte aller wirklich aufgehängten Glocken ist die „Neue Kaisererglocke“ im südlichen der beiden Westtürme des Kölner Domes; sie ist von Hann in Frankfurtal gegossen, wiegt nicht weniger als 545 Zentner, hat eine senkrechte Höhe von 4,40 und einen unteren Durchmesser von $5\frac{1}{2}$ Meter.

Unter allen kirchlichen Gefäßen ist wohl keines dem deutschen Volke in dem Maße zu etwas Lebendigem und Persönlichem geworden, wie die Glocke, und mit richtigem Instinkt hat Schiller an dies Gefühl des Volkes angeknüpft. Schon der Umstand, daß die Weise der Glocke durch den Bischof sich zu einer Art Taufe entwickelte, beweist, daß das Volk sich diese tönende Stimme durchaus vermenslicht dachte. Die Glocke bekam dann den Namen der Gottesmutter oder eines Heiligen oder sie wurde nach Gebrauch und Größe genannt, aber vielfach hat sich auch der Volkssinn der Glockennamen angenommen, als wie z. B. im Dome zu Salzbach, wo eine Anzahl von Glocken die Namen trägt: Langhals, Brautrost, Saurebohne, Lämmchen, Stimmbin und Ham. Langst hatten sich inzwischen die Pflichten der Glocke vervielfältigt; sie beschränkten sich nicht mehr nur auf Ankündigung und Begleitung von Kultusakten, sondern erstreckten sich auch auf viele bürgerliche Vorkommnisse, ja bei glückreichen Taten pflegte jede einzelne ihre besondere Verriistung zu haben. Sie riefen nicht nur zu den Kirchenseiten, zu Taufe, Trauung und Begräbnis — sie läuteten auch hohen Gärten zu Ehren, stürzten bei Gefahr, Feuersbrunst, Mitternacht und Gewitter; die Rauerglocke rief zum „gemeinen Bierkaufen“ und die Blutglocke zum peinlichen Gerichte. So lebten die Glocken für alle und mit allen, und ein reiches Gefirnis sinnvoller Glockenlagen umrannte diesen Hügel in luftiger Höhe. Darin lehrte eine gewisse Anzahl von Meistern wider, in denen es sich deutlich spiegelt, daß die Glocke dem Volke ein lebendig-menschliches Wesen war. Hatte ihr Schall doch dem Volksglauben nach selbst die Kraft, soweit er reichte, milde und böse Geister zu kammern! Wenn aber in Sagen und Ueberlieferungen oft von „Silberglocken“ die Rede ist, so muß die mächtigere Fortschritt einwenden, daß ein Beweis für die Beimischung von Silber zu der Kupfer- und Zinnlegierung, aus der das Glockenmetall hergestellt wurde, noch nirgends erbracht worden ist. Reiz und Poese der Glocken wird schließlich durch die Inschriften vermehrt und vervollständigt, durch die sie geziert zu werden pflegten. Diese Inschriften rühmten die Tugenden der Glocke, die sie gern mit ihrem

Namen in Verbindung bringen, oder es sind Schutzschriften, durch die man die zauberische Kraft der Glocke gegen Wetter und böse Geister zu verstärken meinte, oder es sind geschichtliche Gedenkblätter. Den alten Bestand an deutschen Glocken hat das 19. Jahrhundert furchtbar gelichtet; und wenn wir uns trotzdem noch immer eines erheblichen Reichthums an alten und theilweis Glocken und Geläuten rühmen können, so dürfen wir hoffen, daß dieser Schatz unseres Volkslebens auch jetzt unangefastet erhalten werden wird.

* Zur Psychologie des Rauchens. Die psychologische Betrachtungsweise des Rauchens ist ein recht schwieriges Gebiet, da man im wesentlichen doch auf schwankende subjektive Feststellungen der einzelnen Raucher angewiesen bleibt und die verschiedensten Empfindungen und Zustandsformen hier in Frage kommen. Umso mehr verdient eine von den „Naturwissenschaften“ verjagte Deutung dieser Vorgänge Beachtung, die recht viel Einleuchtendes enthält. Wichtig ist die bedeutende Rolle, die die „Illusion“ gerade beim Tabakgenuss spielt: im Dunkeln verläßt sich, was ein nicht unbeträchtlicher Teil des Genusses. Aber auch dann wird die objektive anregende Wirkung des Tabakes von den einzelnen Rauchern noch immer in dem Sinne gedeutet, in dem sie einen Einfluss erhoffen. Der Tabak kann stimulieren und beruhigen, den Appetit schärfen und ihn verdrängen, der Konzentrierung bei der Arbeit förderlich und hinderlich sein, usw., je nach der Stimmung, in die er als „Alibei“ mit hineingezogen wird. Nicht reizlos ist es, den Aeusserungen über den feischen Zustand und das Verhalten des Rauchers nachzugehen, die aus den für das Rauchen erforderlichen körperlichen Bewegungen zu erklären sind. Eine zusammengefaßte Körperhaltung mit der zugleich sich einstellenden flachen und ungenügenden Atemführung erzeugt, ohne daß der Anlaß zum Bewußtsein kommen müßte, gern ein undefinierbares Beklemmungsgefühl, das wiederum feisch in „niederdrückender“ Stimmung oder einer gewissen „Apathie“ seinen Niederschlag findet, wie auch umgekehrt solche Gemütsbewegungen in der schlechten Körperhaltung ihren Ausdruck finden. Die Manipulationen, die das Zubrandschneiden, Rauchen, Abschabstreifen und sonstiges Inbetriebhalten der Zigarette usw. mit sich bringen, verhindern aber eine unausgesetzte läufige und in sich verjüngere Körperstellung, zwingen zum „Puffen“, d. h. einer ausreichenden Bewegung der Brustmuskulatur und zum Ziehen tieferen Atemholens. Durch das häufige körperliche „Sich-aufrichten“ und das „Aufatmen“ wird auch die Rückkehr einer unter „Depression“ stehenden Gefühlslage in die normale mit ihrem natürlichen Selbstgefühl erleichtert. Das Puffen wird sogar zum Ausdruck eines starken Behaglichkeitsgefühles, ja, einer gewissen Selbstgefälligkeit. Auch die beim Rauchen übliche automatisch auftretende Unterkieferhaltung läßt eine ähnliche Wechselwirkung zwischen mimischer Bewegung und feischer Verfassung annehmen. Beim Rauchen muß der Unterkiefer etwas vorgestreckt werden, um die Mundrolle schon gerade nach vorn im Munde balancieren zu können. Mimisch erhält diese Stellung in der Vorstellung von Kampfbereitschaft Bedeutung. Beim Wortwechsel, Streit, Reiden des stummen, tropigen Widerstandes tritt sie auf, wenn erhöhte Energieentsaftung von der Persönlichkeit gefordert wird. Vielleicht ist diesem Wesen mit Schuld an der häufig beobachteten Taktlos zu geben, daß der Tabakgenuss das Individuum selbstischer, aufnahmiger und schärfer beeinflusster zu machen vermag. Viele greifen, um für eine Situation mehr „Nädegrat“ zu gewinnen, zur Zigarette; man denke an den Kandidaten vor der Prüfung, den Staatsmann vor der Beratung, den Anwalt vor der Sitzung, den Krieger vor dem Kampfe.

* Das Radieschen. Der kleine Bruder des Gartenrettichs, das Radieschen, das jetzt in großen Mengen in den Handel kommt, soll von einer im westlichen Asien wildwachsenden Pflanze abstammen. Den Völkern am Rande des Mitteländischen Meeres war es schon in alten Zeiten bekannt, und von dort aus kam es dann in die nördlichen Gegenden Europas. Schon in seiner zartschimmernden violetten, roten und weißen Schale ist es geeignet, die Lust anzuregen. Es ist viel dümmlicher als der Rettich, weniger scharf und hat weiches Fleisch als dieser. Das Radieschen oder wie es wegen seiner kurzen Wachstumszeit auch noch heißt, der Monatsrettich, verlangt während dieser Zeit viel Wasser; fehlt es an Regen, so müssen die Pflanzen während dieser Zeit täglich tüchtig begossen werden. Nur so können zarte, reichliche Früchte herangezogen werden. Uebrigens brauchen diese nicht gleich verzehrt zu werden. In Sand verpackt und im Keller untergebracht, können sie auch für die Wintermonate aufbewahrt werden.

Büchertisch.

— „Die Reichsstelle für Gemüse und Obst.“ Seit längerer Zeit hat sich vielfach das Bedürfnis nach einem Leitfaden durch das für die Bewirtschaftung von Gemüse und Obst im Wirtschaftsjahre 1917 aufgestellte System bemerkbar gemacht. Diesem Zwecke dient ein Büchlein, das unter dem Titel „Die Reichsstelle für Gemüse und Obst“ im Verlage der Reichsstelle erschienen und im Buchhandel durch die bekannte Verlagsbuchhandlung von Paul

Parck, Berlin SW., Hedemannstraße 10/11, zu beziehen ist. In diesem Buch ist zunächst die für die ganze Frage maßgebende Verordnung des Reichsanwalters über Gemüse, Obst und Subfrüchte vom 3. April 1917, sowie die Begründung hierzu abgedruckt. Daran schließt sich eine eingehende, aber übersichtliche Darstellung des Aufbaues und der Ziele der Reichsstelle. Das Buch, in haltbarem und biegsamen, die jederzeitige praktische Benutzung ermöglichendem Einbande, kann durch jede Buchhandlung oder durch die Reichsstelle für Gemüse und Obst, Berlin W. 57, Potsdamer Straße 75 (Briefabteilung), zum Preise von 1,50 M. bezogen werden.

— Von „Deutschlands Erneuerung“, der neuen großen Monatschrift, die seit dem 1. April d. J. bei F. F. Lehmann in München herausgegeben wird, erscheint jedoch das dritte Heft. Aus seinem Inhalt sei hervorgehoben, daß Hauptmann v. Beerfelde einen warmherzigen Gruß des Feldherrn an die Heimat, „Reindeutschland, wie wir es wollen“ beigezeichnet hat, in dem betont wird, daß, genau so wie draußen, so auch daheim die Dingoabe an das große Ganze, an das Vaterland, die einzige Richtschnur bei der gemeinsamen Arbeit des inneren politischen Aufbaues bilden dürfe, und daß für das Vaterland auch im Inneren jeder Opfer tragen müsse. Winand Engel sagt in einem hinreichend geschickten Aufsatz „Frei auf, mein Volk!“ den zurzeit schlimmsten Feinden des wahren Deutschland, nämlich Materialismus, Kosmopolitismus und dem übertriebenen, entarteten Individualismus Fehde an. Geheimrat Professor Dr. v. Helwig deutet interessante Beziehungen zwischen Süddeutschland und dem preussischen Wahlrecht auf. Feldmarschallleutnant Krieger-Wien harrt großzügige und weitblickende Ausführungen über die Wehrmacht der Zukunft bei. Dr. Schmidt-Gibichenfels, der bekannte Herausgeber der Politisch-Antropologischen Monatshefte, stellt Betrachtungen über Rasse und Rassenempfindungen an mit beherzigenswerten Nutzenwendungen für die politische Verwirrung und aufgeregte Gegenwart. Prof. Dr. W. Kasch schildert die innere Bedrohung Oesterreichs und weist den Weg zu ihrer wirksamen Abwehr. Professor Dr. Stolle setzt sich in einem Aufsatz „Rucht — Nüchtung — Erziehung“ in umfassender Weise mit dem viel angewandten Wort „Freie Bahn dem Tüchtigen!“ auseinander, während Dr. F. Lenz in kurzer, eindringlicher Form „Werkzeuge zur Rassenhygiene“ gibt.

— Die Ereignisse des Krieges in Wort und Bild festzuhalten und einen Ueberblick über die gewaltigen Geschehnisse zu bieten, hat sich das „Kriegsalbum der Woche“, dessen fünfter Band soeben erschienen ist (Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin, Preis 4 Mark), zum Ziele gesetzt. Schon jetzt eine „Gesichte“ des Krieges schreiben zu wollen, ist natürlich unmöglich. Daher gibt das „Kriegsalbum der Woche“ als Chronik nur die Tagesberichte unserer Heeresleitung und legt das Schwerkgewicht auf gute Auswahl der Bilder, die uns erst eine Vorstellung geben vom Leben an der Front, im Schützengraben und Unterland, in der Luft und auf dem Wasser. Der neue Band umfaßt die Zeit von Anfang Mai bis Ende Oktober 1916, schließt also unmittelbar an die vorhergehenden Bände an. Er führt uns auf alle Kriegsschauplätze, überall das Wichtige und Charakteristische hervorhebend; er zeigt uns Bilder von der grandiosen Sommernacht und den steinbäugig-rumänischen Grenzspäßen, vom Leben unserer Truppen in den russischen Wäldern und den Wüsten des Orients. Den Reigen der Bilder eröffnen die Bildnisse der leitenden Persönlichkeiten und derjenigen Männer, die sich in diesem Zeitalter besonders ausgezeichnet haben.

— Zur Kulturgeschichte Roms. Gesammelte Skizzen von Geheimrat Professor Dr. Th. Vitz 3. verbesserte Auflage. 159 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 53.) Gebunden Mark 1.25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, 1917. — Einführung in die Psychologie. Von Professor Dr. A. Dross. 3. verbesserte Auflage. 152 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 37.) Gebunden M. 1.25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, 1917. — Zimmer- und Balkonpflanzen. Von Königl. Gartenbauinspektor V. Dannenberg. 3. Auflage. 171 Seiten mit einem Titelbilde und 38 Abbildungen. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 58.) Gebunden M. 1.25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, 1917.

Gleichklang = Scherze.

(Zu ergänzen sind Wörter, die sich nur in den angegebenen Buchstaben unterscheiden)

1. Das güttige s füllte den ganzen u und b vielen den Tod.
2. Der n blieb im a, bis sein l heil war.
3. Wir können a der wilden o die Ueberfahrt nicht a.
4. Der junge t verzehrte das gebrochene n mit großem Appetit.
5. Er brachte von seinem g eine s heim.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Kriegsmusik in voriger Nummer:
Trommelfeuer.